

ULRICH ENGEL

Löcher in der Mauer

Dla Niemca z RFN nawiązanie w okresie „zimnej wojny” kontaktów, a nawet ścisłej i długotrwałej współpracy, z kolegami pochodzącymi z państw socjalistycznych nie stanowiło problemu. Jedynie mur berliński i granice między strefami były nie do pokonania, szczelne były również granice Związku Radzieckiego. Autor artykułu opowiada o swoich związkach z Polską, Czechosłowacją, Węgrami i Rumunią do czasu „przełomu”, który zniósł wszelkie bariery.

Für einen Westdeutschen war es durchaus möglich, während des „Kalten Krieges“ Kontakte zu Kollegen in den sozialistischen Ländern aufzubauen und sogar zu enger und längerfristiger Kooperation zu gelangen. Lediglich die Berliner Mauer und die „Zonengrenze“ waren unüberwindbar, und auch die Grenzen zur Sowjetunion waren dicht. Der Autor berichtet über seine Beziehungen zu Polen, zur Tschechoslowakei, zu Ungarn und zu Rumänien bis zur „Wende“, die alle Schranken aufhob.

In the period of cold war Western Germans could not be prevented from establishing social contacts with colleagues in socialist countries. In the long run, exterior barriers could not endanger firmly established connections based on tolerance and respect. The author's report deals with the developing relations to Poland, Czechoslovakia, Hungary, Romania and even with the Soviet Union and the German Democratic Republic from the late fifties to the turning-point about 1990, when the great change began.

Zugang

Zweifelsohne gehöre ich zu der Generation, die mit der Teilung der Welt aufgewachsen ist. Als ich, um 1950, in Göttingen studierte, wurde ich mit der innerdeutschen Teilung konfrontiert, denn die Grenze verlief kaum eine Radstunde entfernt. Fünfzehn Jahre später, dann schon im Institut für deutsche

Sprache, kamen Besucher aus den Ostländern, aus Polen, der Tschechoslowakei, aus der Sowjetunion. Unsreiner konnte sich gar nicht unbeteiligt stellen. Er konnte freilich die Zustände, wie sie nun einmal waren, als vorläufig unabänderlich akzeptieren und sich damit zufrieden geben, dass man immerhin im besseren Teil der Welt zu Hause war. Viele haben sich in dieser Art eingerichtet. Wer wollte es ihnen verübeln?

Aber wer sich auflehnte, bedurfte dann doch meist eines zusätzlichen Anstoßes. Bei mir kam er am 17. Juni 1958, dem damaligen (west-)deutschen Nationalfeiertag. Da sollte ich, als junger Geschichtslehrer in einem schwäbischen Gymnasium, zum Tag der deutschen Einheit sprechen. Und ich sagte, dass niemand in unserer Gesellschaft wirklich an einer Wiedervereinigung interessiert sei, dass man nichts als eine Einverleibung der ‚Ostzone‘ anstrebe und dass das nicht funktionieren könne und auch nicht dürfe, weil eine Vereinigung einen Ausgleich zwischen Ost und West, zwischen Kapitalismus und Sozialismus voraussetze. Gegen alle Wahrscheinlichkeit kam von nirgendwoher Protest, nicht aus der Elternschaft, nicht einmal von den Kollegen. Aber ich wollte etwas tun, zur Wiedervereinigung wenigstens ein Stück beitragen. So betrieb ich das Projekt eines Schüleraustauschs zwischen den beiden deutschen Teilstaaten. Das brachte mir einen vierzehntägigen Aufenthalt in Zittau (als Gast des Rats des Kreises), einen Besuch vom Verfassungsschutz und, wie ich inoffiziell, aber zuverlässig erfuhr, einen umfangreichen Eintrag in meiner Personalakte ein. Schaden hatte ich von dieser Eskapade weiter keinen, weil ich überraschenderweise Freunde hatte, einen mächtigen Mann im Oberschulamt, außerdem den Direktor meiner Schule. Aus dem Schüleraustausch wurde nichts, womit ich seit meinem Besuch gerechnet hatte.

Dieser Misserfolg mit Zittau ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Die Leute, die von ‚drüben‘ kamen, schienen zwar alle an- und eingepasst, erwiesen sich aber doch als erheblich eingeschränkt in ihren Möglichkeiten. Ein Versuch, die Mauer zu durchbrechen, musste reizvoll sein. Und die Überlegung „Kommen sie nicht zu uns, warum gehst du nicht zu ihnen?“ war elektrisierend. Also ging ich, so oft es ging. Nach dem Zittau-Abenteuer besuchte ich mehrfach die Redaktion des *Wörterbuchs der deutschen Gegenwartssprache* an der Berliner Akademie der Wissenschaften, lernte dort die Schwestern Klappenbach und einige Mitarbeiter der „Arbeitsstelle für strukturelle Grammatik“ kennen, die ich dann alle 1967 beim Linguistenkongress in Bukarest wieder traf.

Dann, als ich im IDS in Mannheim war, kamen sie uns besuchen, teils mit, teils ohne Privilegien, Colbert, Isbășcu, Savin aus Bukarest, Juhász aus Budapest, Beneš, Schwanzer, Skála, Trost aus der Tschechoslowakei, Đukanović, Grubačić (Emilija), Mrazović, Žepić, Žiletić aus Jugoslawien, und besonders viele Polen, übrigens von Anfang an: Bzdęga, Czochralski, Dębski, Grucza, Szulc, Tomiczek, Zabrocki und viele andere. Mit Kolleg(inn)en aus der Sowjetunion war es schwieriger, immerhin kamen Admoni, Elise Riesel und einige weitere. In Gesprächen mit Untertönen lernte ich meine Sinne und meine Perspektiven schärfen.

Nur DDR-Kollegen kamen nie.

Tatsachen

Die damalige Tschechoslowakei hatte sich eingemauert. Beneš in Prag, dem Nestor der deutschen Wortstellungsforschung, ging es schlecht: Er wurde wegen einiger freimütiger Äußerungen während des ‚Prager Frühlings‘ kaltgestellt und vegetierte dann völlig unterbezahlt im Ruhestand dahin. Wir konnten wenig tun als warten und Briefe schreiben.

Allenfalls unpolitische Kontakte waren möglich, mit einer einzigen Ausnahme. In Mannheim lernte ich Emil Skála kennen, in Prag besuchte ich ihn wieder. Er erzählte mir, dass es eigentlich nur auf einen Zufall zurückzuführen sei, dass seine Familie bei Kriegsende dem tschechischen Bevölkerungsteil zugeordnet worden sei, sie hätte ebenso gut den ‚Sudetendeutschen‘ zugeschlagen und dann ausgewiesen werden können. Wegen der in den 20er Jahren in ländlichen Gegenden stark deutsch-tschechisch vermischten Bevölkerung hätten seine Eltern ihm auch den Vornamen Emil gegeben, der bei den Tschechen ebenso üblich sei wie bei den Deutschen. Ich schätzte ihn, weil er offen und schonungslos ehrlich war. Zum Jahreswechsel verschickte er in alle Welt Postkarten mit dem Wunsch „für ein besseres Neues Jahr“. Über unfähige Kollegen, die nur dank ihrer Parteizugehörigkeit dominante Stellungen erreicht hatten, urteilte er lauthals; Eduard Beneš, den Kaltgestellten und offiziell Missliebigen, lobte er bei vielen Gelegenheiten. Solche Aussagen machte er in aller Öffentlichkeit, in den Straßen Prags, auf der ‚Kleinseite‘, auch in der Universität. Auf die Dauer konnte das nicht gut gehen.

Eines Tages stellten wir fest, dass wir am gleichen Tag im gleichen Jahr geboren waren. Seither wurde der Kontakt mit meinem ‚böhmischen Zwilling‘ noch enger. Wir planten, da ich jährlich zweimal nach Schlesien kam,

eine Begegnung im Riesengebirge, die er aus gesundheitlichen Gründen immer wieder verschieben musste. Er war Humboldt-Stipendiat. Auf Grund von Missverständnissen und krassen Fehleinschätzungen – er war ein verdienstvoller Sprachhistoriker – stellten die deutschen Förderorganisationen ihre Unterstützung ein. So darbt er als Emeritus dahin, verbrachte, von einer lästigen Krankheit der Atemwege, die am Ende das Herz angriff, gequält, alle verfügbare Zeit in tschechischen Pfarreien und Gemeindeverwaltungen, immer auf der Suche nach älteren deutschen Texten. In den 80ern ließ er mich zu Gastvorträgen einladen; bei dieser Gelegenheit, denn es war damals für einen Westdeutschen nicht selbstverständlich, offiziell in die Tschechoslowakei eingeladen zu werden, hielt ich auch Vorträge bei Viliam Schwanzer in Bratislava. Wenn er in Deutschland war, saßen wir Abende lang zusammen. Ich lernte viel von ihm über das Schicksal der Deutschen nach dem Krieg. Wir gratulierten uns regelmäßig zum gemeinsamen Geburtstag. Um ehrlich zu sein: Er machte jedes Mal den Anfang, ich, weil ich das Sich-Selbst-Feiern nicht mag, reagierte bloß. Und als er nicht mehr schrieb, wurde ich erst mit Verzögerung aufmerksam. Von einem Kollegen aus Prag, der zur Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache angereist war, erfuhr ich, dass er gestorben war.

Aus Ungarn habe ich vor allem János Juhász kennen gelernt. Er kam regelmäßig nach Mannheim, zu den Jahrestagungen und auch sonst. Wir haben uns früh angefreundet, und diese Freundschaft hielt bis zu seinem Tod. Er war der erste Gast in unserem Haus in Heppenheim. Wir sprachen wenig über Fachfragen, viel über Privates, auch wenn er darin sehr zurückhaltend war. Da er kaum jünger als ich war, spiegelten sich in unserer Jugend der 30er Jahre beklemmende Alternativen. Was ich, völlig naiv und wohlbehütet, von der offiziellen Seite her kannte, erlebte er als Kind einer jüdischen Familie in Berlin radikal anders. Ich habe das Haus am Nollendorfplatz besucht, in dem sie wohnten. In der Schule war man zunächst noch korrekt zu ihm, wenn auch mitunter Schimpfwörter fielen. Später musste er die deutsche Schule verlassen. Er lernte ein Handwerk – Automechaniker, und noch viel später während seiner Besuche sprach er gern und begeistert über Autos, die in jener Zeit eine heute kaum noch verständliche Faszination ausübten. Ich weiß nicht, wann sie ihn geholt haben. Er überlebte den Terror, gesundheitlich schwer angeschlagen. Er litt fast ständig unter Kopfschmerzen, und ein quälendes Leiden im linken Bein erklärte er damit, dass er einmal einen Gewehrkolben ins Kreuz geschlagen bekommen hatte. Später sah ich ihn mehrfach in Budapest. Bei meinem letzten Besuch hatte er Probleme mit dem Treppensteigen. Man spürte, dass es zu Ende ging, aber er hörte bis an den

letzten Tag nicht auf zu arbeiten. Als wir uns auf dem Frankfurter Flughafen verabschiedeten, sagte er bewegt: „Ich suche Deutsche, auf die ich mich verlassen kann.“ Er war überzeugter Kommunist, soweit ich weiß bis zu seinem Tod, und aller Glanz des Kapitalismus vermochte ihn nicht umzustimmen, nicht einmal zum Skeptiker zu machen. Ein deutsches Schicksal. Man sollte nicht wegsehen.

Dann Jugoslawien. Seit 1974 war ich auch dort regelmäßig, wegen eines gemeinsamen kontrastiven Vorhabens, das vor allem von der unermüdlichen Pavica Mrazović vorangetrieben wurde. Hier war nie eine Mauer zu spüren gewesen. Dieses seltsame Staatsgebilde, sozialistisch, aber antistalinistisch, fast ohne Restriktionen für die Einreise von ‚westlichen‘ Ausländern und faktisch ohne Einschränkungen für die Ausreise eigener Bürger, die ja auch einen wichtigen Teil unserer ‚Gastarbeiter‘ stellten, gewährte im Inneren ein ungewöhnliches Maß an Freiheit, trotz Schikanen, für die nie jemand zuständig zu sein schien, trotz willkürlichen Eingriffen in völlig private Beziehungen, trotz regelmäßigem Stromausfall und zyklisch wiederkehrender Butterknappheit. Ich habe das alles hautnah erlebt, denn ich war nicht nur besuchsweise dort, sondern auch zu längeren Arbeitsaufenthalten. Es war schön, es tat gut, in dem Land und mit seinen Bewohnern zu arbeiten.

Schließlich Rumänien. Kontakte hatte ich seit 1966. Mein erster Besuch, nach dem eher tastenden Versuch während des Linguistenkongresses 1967, fiel ebenfalls ins Jahr 1974. Danach kam ich, bedingt durch unser Projekt „Kontrastive Grammatik deutsch-rumänisch“, fast jährlich in das Land, wo ich nur gelegentlich Vorträge zu halten, aber von Anfang an intensiv die Projektmitarbeiter zu betreuen und anzuleiten hatte. Eine – freilich vorübergehende – vom jungen Ceaușescu eingeleitete kulturelle und wirtschaftliche Öffnung des Landes gegenüber dem Westen ermöglichte eine enge Kooperation bis zum Abschluss des Projekts (1993). Erste und besonders eifrige Kontaktperson war Emilia Savin, damals Lektorin am Germanistik-Lehrstuhl der Universität Bukarest. Mit ihr zusammen entstand das deutsch-rumänische Valenzlexikon, eines der ersten zweisprachigen überhaupt, das dann im übrigen Europa auch Schule machen sollte. Die unermüdliche Kollegin siedelte später nach Westdeutschland über und setzte hier ihre bisherige Arbeit (Grammatiken, Wörterbücher, Lehrbücher) fort, meist im Zusammenwirken mit ihr vertrauten rumänischen Verlagen. Mein zweiter Partner war bis zum Erscheinen der kontrastiven Grammatik Mihai Isbășescu, damals die mächtigste Figur in der rumänischen Germanistik. Er steuerte als Inhaber des Bukarester Lehrstuhls die gesamte rumänische Germanistik, nur bei ihm

konnten die rumänischen Germanisten eine Dissertation einreichen. Er hat, obwohl eigentlich kein Grammatiker, ohne Rücksicht auf Zeit und Aufwand viel Energie in das kontrastive Projekt investiert. Mit ihm habe ich sämtliche (damaligen) rumänischen Universitäten besucht, wir reisten wiederholt, teils per Flugzeug, teils per Bahn, öfter auch mit dem Auto, quer durch das Land, hielten Konferenzen ab, sprachen mit Mitarbeitern. Im Bucegi-Gebirge machten wir zusammen Bergtouren. Ebenso oft trafen wir uns in Mannheim. Als einem der frühen Humboldt-Stipendiaten (er hatte in den 30er Jahren in Tübingen einen Teil seines Studiums absolviert) öffnete ihm die Stiftung zahlreiche Möglichkeiten zu kürzeren Aufenthalten in Deutschland. Wir sprachen immer wieder über die politischen Verhältnisse. Zu ihm konnte ich offen reden, er hielt sich behutsam zurück.

Neben Isbășescu und durch ihn ermöglicht, hatte ich in Rumänien weitere Kontakte, mit Gerhard Konnerth, mit dem mich eine Art Bruderschaft verband und immer noch verbindet, und, bis heute sehr intensiv andauernd, mit Speranța Stănescu, die heute im Wesentlichen für die germanistische Linguistik in Rumänien verantwortlich zeichnet. Ich möchte aber einen hervorheben, der eigentlich gar nicht in diesen fachlich umgrenzten Kreis gehört. Ich nenne nicht seinen Namen, wer die Verhältnisse halbwegs kennt, wird ihn leicht herausfinden, und das wäre auch gar nicht schlimm. Dieser Mann war seinerzeit Rektor einer rumänischen Universität, ein Ingenieurwissenschaftler oder dergleichen, ich habe es nie ganz genau gewusst, nur dass er völlig germanistikfremd war, das wusste ich wohl. Er hatte mich bei meinen Besuchen offiziell zu empfangen (und natürlich auch zu überwachen und über mich zu berichten, wie das damals üblich war). Er war also mit dem Regime bestens arrangiert. Dass er KP-Mitglied war, versteht sich ohnehin. Er war keiner von den vielen ‚Gewendeten‘, die ihre Parteizugehörigkeit nachträglich abstritten in der naiven Zuversicht, dass der Gast aus dem Westen das schon nicht merken werde. Ich wusste ganz genau: Ohne Mitglied der allmächtigen, alles verschlingenden KP zu sein, konnte man überhaupt nicht an einer Universität oder anderen staatlichen Einrichtungen tätig werden. Und dieser systemintegrierte Mensch war vom ersten Tag an offen zu mir. Er nannte mir die Securitate-Leute, die mich zu beobachten hatten, und er sparte nicht mit Werturteilen über das Regime. Wäre das bemerkt worden oder hätte ich eine unbedachte Bemerkung gemacht, so hätte ihn das viel mehr als seine Stellung, seine Freiheit, seine Unversehrtheit kosten können. Er hat mir vertraut, und so erzähle ich diese Geschichte, um zu zeigen, dass auch in den totalitären Staaten menschliche Begegnungen möglich sind. Wir sind damals Freunde geworden, wir sind es geblieben bis auf den heutigen Tag. Wir ka-

Löcher in der Mauer

men bei meinen Besuchen durch das ganze Land, ich lernte die letzten Deutschen kennen, die sich dann unter der Regentschaft Helmut Schmidts und vollends nach der Wende sukzessive absetzten, und ich erlebte, wie wunderbar man mit Rumänen arbeiten kann.

Zuletzt möchte ich von Polen berichten. In dieses Nachbarland kam ich 1971 das erste Mal, als erster westdeutscher Germanist seit 15 Jahren, der offiziell eingeladen war, wie die Polen stolz betonten. Der Letzte aus dem Westen, den sie einladen durften, war 1956 Eberhard Zwirner gewesen. Seit 1971 aber kam ich regelmäßig hin, oft mehrmals im Jahr, wegen gemeinsamer Projektvorhaben, wegen zu betreuender Junglinguisten, Frauen zumeist, dann einfach, um gute Freunde wieder zu sehen. Mit Polen hatte ich überhaupt keine Probleme, die Polen redeten, wie sie wollten, und mir wurde auch nicht bekannt, dass einem daraus ein Schaden entstanden wäre. Polen war von Anfang an ein Land eigener Prägung im Sozialismus. Die Polen waren selbstbewusst, stets aufmüpfig, ja, und auch manchmal unvorsichtig. Deshalb habe ich mich in diesem Land besonders wohl gefühlt. In Polen habe ich mehr Freunde als in Deutschland, das habe ich, der in Deutschland lebt und dem weite Reisen allmählich verwehrt sind, vor einigen Jahren mit Verwunderung festgestellt. Polen wurde zur zweiten Heimat, das Loch war, trotz gelegentlicher Grenzschikanen, so groß, dass von der Mauer kaum mehr etwas zu spüren war.

Einer der Freunde, der Erste, war Ludwik Zabrocki, ein Mann, der begeistern konnte, der heikle Situationen entspannen konnte, indem er alle zum Lachen brachte. Er, streng genommen ein Kaschube, und die haben keine Schwierigkeiten, sich von aller Welt und selbst von den Polen abzugrenzen, der sich jahrelang vor den Deutschen in unterirdischen Behausungen in der Tucheler Heide verstecken musste – er hat die polnische Germanistik, die natürlich nach den Kriegsereignissen zunächst abgestorben war, zu neuem Leben erweckt; er hat fast alle Lehrstühle mit seinen Schülern besetzt; und er hat dafür gesorgt, dass kontrastive Grammatik betrieben wird, auch deutsch-polnisch. Er war unermüdlich bis zum Schluss, hat in seinen späten Jahren noch Chinesisch gelernt und sich mit der Generativen Grammatik herumgeschlagen. Ein Eisenbahnunfall brachte seine Gesundheit ins Wanken, er siechte dahin. Als ich kurz vor seinem Tod in Posen war, konnten wir uns nicht mehr sehen, aber er rief mich an, um dem Freund noch Lebewohl zu sagen. Der Zweite war Jan Czochralski in Warschau. Ihm hatten die Deutschen im Krieg den Vater erschossen, und er hatte dabei zusehen müssen. Als ich 1971 nach Polen kam, kannten wir uns schon kurz von einem Kongress des Goethe-

Instituts in Salzburg. Seit Warschau aber waren wir fast unzertrennlich. Er lernte die westdeutsche germanistische Linguistik schätzen (den Teil freilich, den manche abschätzig als „traditionell“ bezeichnen, obwohl es uns vor 1970 noch gar nicht gab), und er kooperierte, was mir besonders gefiel, ohne Professorenhochmut auch mit jungen Leuten, die an der kontrastiven Grammatik arbeiteten. Sein Polenstolz trieb bisweilen skurrile Blüten. Seine Hilfsbereitschaft kannte keine Grenzen. Immer, wenn ich nach Warschau kam, holte er mich ab und kutscherte mich durch die Stadt, und er wusste ständig neue Stellen, die ich mir anzuschauen hatte: den ‚Umschlagplatz‘ bei unseren letzten gemeinsamen Tagen in Warschau. Dann sind zwei, über die ich nur kurz reden möchte, weil sie noch sehr lebendig sind: Tomi in Wrocław und Danuta aus Warschau, heute in Leipzig. Den Ersten kenne ich seit 1974, die Zweite seit den frühen 80er Jahren. Zuverlässiger als diese beiden ist keiner, ihnen würde ich ohne Bedenken das Wertvollste anvertrauen, das ich habe. Mit beiden war von Anfang an vielfältige Kooperation möglich.

Mit allen Polen konnte ich immer frei kommunizieren, in der Gierek-Zeit, in der Wałęsa-Zeit, in der Jaruzelski-Zeit. Natürlich waren Vorsichtsregeln zu beachten, weniger in Briefen (ich erhielt während des ‚Kriegszustands‘, als die Zensur wieder eingeführt worden war, sehr detaillierte Berichte über die Vorgänge in Polen) als in Gesprächen: In einer Sitzung im Haus des (ersten) deutschen Kulturattachés im Jahr 1971 machte ich eine harmlose, aber damals nicht ungefährliche Bemerkung über Verhältnisse in Russland, was Zabrocki unverzüglich veranlasste, eine Serie von Witzen zu erzählen, über die alle schallend lachen mussten; die Wanzen waren auf diese Art ausge-trickst. So wuchs ich allmählich in eine andersartige Welt hinein, auch in die Vorstellungswelt von Jan Osiecki, einem Lehrer aus Lemberg, meinem zeitweiligen Mitbewohner einer Villa in Wrocław, der deutsche Greuel-taten hatte mitansehen müssen und am Ende von den Russen aus seiner Heimat ge-jagt worden war.

Dieser kurze Überblick sollte zeigen, dass ich mit den Ländern und den Men-schen ‚hinter der Mauer‘ einigermaßen vertraut war, jedenfalls die letzten zwei Jahrzehnte vor der Wende. Zu diesen Ländern gab es für mich keine Mauer, das hing freilich wohl auch mit einflussreichen Freunden zusammen, die mir die Hindernisse wegräumten. Eine fast undurchdringliche Mauer aber gab es noch zur DDR und zur Sowjetunion. In der DDR war es eine wis-senschaftliche Mitarbeiterin am *Wörterbuch der deutschen Gegenwartsspra-che*, die Kontakt mit mir aufnahm, und daraus entwickelte sich ein reger Büchertausch. Ich bekam Bücher, die uns Wessis normalerweise vorenthalten

Löcher in der Mauer

wurden, sie bekam Westliteratur, die sie sich nie hätte kaufen können. Politische Meinungen tauschten wir kaum aus, aber ich erinnere mich gerne an diese langdauernde private Beziehung. Und ich konnte sie kurz nach der Wende zu meiner Freude im Institut für deutsche Sprache endlich leibhaftig begrüßen. Für die langjährige Korrespondenz durch die Mauer hindurch bin ich ihr lebenslang dankbar. Im Übrigen konnte man sich mit DDR-Kollegen nur auf Umwegen verständigen, meist über Begegnungen oder gemeinsame Kontakte im Ausland. So traf ich Rudolf Große und die Mitglieder der Berliner „Arbeitsstelle für strukturelle Grammatik“ in Bukarest (1977) wieder, Wolfgang Heinemann traf ich erstmals in Warschau 1971, und Barbara Wotjak lernte ich auf einem Kongress in Bordeaux kennen. Nur in dieser Außenwelt war möglich, was nicht sein durfte.

Dann muss noch von einem die Rede sein, der es wert ist, den Mühen des Vergessens entrissen zu werden. Es geschah beim Abschluss meiner Zittauer Zeit, dass die SED-Leute mich fragten, ob ich in der DDR noch irgendwelche Wünsche hätte. Mein erster Einfall war: Weimar, schließlich war ich studierter Germanist und hatte dieses geistige Zentrum Deutschlands bis dahin nie kennenlernen dürfen. Die Genossen machten das möglich, entgegenkommend waren sie zu mir immer. Ich übernachtete im historischen „Elefanten“, hatte dort eine Badewanne, in der tatsächlich ein Elefant hätte baden können, und war auch sonst hochzufrieden. Am anderen Morgen, einem Sonntag, holte uns – neben mir einen alten Kollegen aus dem Norden Hessens, der Mitglied der Shakespeare-Gesellschaft war – ein junger Lehrer ab, der uns durch die Goethe- und Schiller-Stätten führen sollte und sich schnell als exzellenter Kenner der Materie herausstellte: Er war Kleist- und Nietzsche-Spezialist (er ist es heute noch). Sonst war er zurückhaltend, politisch hatten wir einige kleinere Differenzen, er gab sich linientreu. Für mich war es ein schöner und sehr aufschlussreicher Tag.

Nachdem ich zurück in der Bundesrepublik war, machte ich mir Gedanken darüber, dass dieser Mann für uns einen freien Sonntag hatte opfern müssen, zweifellos ohne um seine Zustimmung gebeten worden zu sein. Ich schrieb ihm, er schrieb zurück, und als ich das nächste Mal bei Frau Klappenbach in Berlin war, erwirkte sie mir eine Besuchserlaubnis in Weimar. Ich traf ihn und seine Frau an. Er wirkte gelöster als beim ersten Mal. Ich erinnere mich an eine Szene sehr genau: Er sagte seiner Frau, sie könne jetzt wieder ins Nebenzimmer gehen und weiter fernsehen. Sie antwortete etwas verwirrt und ängstlich, ich weiß nicht mehr genau was. Offenbar hatte sie, was mir erst später klar wurde, das verbotene Westfernsehen eingeschaltet. Da sagte er zu

ihr: „Du kannst ruhig hinübergehen, beim Herrn Engel brauchst du keine Angst zu haben.“ Ich habe seither immer wieder seinen Mut und seine Zuversicht bewundert. Noch jetzt fällt es mir schwer zu verstehen, wie er zu mir, dem völlig Unbekannten, ein solches Vertrauen fassen konnte. Ich war immerhin offiziell in Zittau gewesen, hatte an einer Konferenz in Leipzig teilgenommen, bei der vor allem linientreue Funktionäre anwesend waren, er mußte eigentlich damit rechnen, dass ich einer von ‚denen‘ war, einer, der nachher Berichte schickt, und das hätte ihm das Kreuz brechen können.

Wir haben uns seither regelmäßig geschrieben, haben Bücher und anderes ausgetauscht, und ich habe ihn im Zusammenhang mit meinen Fahrten nach Polen immer wieder besucht. Nicht ganz ohne Komplikationen natürlich. Da ich mit dem Auto da war, erschien, kaum dass ich sein Haus betreten hatte, die Volkspolizei und fragte nach meiner Legitimation. Und einmal, mir war wohl ein Papier abhanden gekommen, herrschte mich ein Polizeibeamter an, ich sei seit zwölf Stunden illegal in der DDR. Da ich mich, durch Erfahrungen und Ratschläge klug geworden, unterwürfig gab, erhielt ich das fehlende Papier und war von da ab ‚legal‘. Damit hatte mein Freund nichts zu tun. Jetzt ist er, der Exkommunist, der in den 50er Jahren wie so viele ein neues, besseres Deutschland aufbauen wollte, der dann irgendwann, und gar nicht wegen des wirtschaftlichen Gefälles, zu der Erkenntnis kam, dass diese ihm vorgegaukelte Welt nie zustande kommen würde, einer, der durch die quälenden Jahrzehnte nach dem Mauerbau ständig wie viele andere versuchte, aus den Umständen das Beste zu machen, alle neuen und wieder umgekrempelten Lehrpläne auf vernünftige Art umzusetzen, einer von den emsigen Arbeitern, die die DDR bis zuletzt am Leben hielten, auch wenn das nicht mehr ihr Staat war, längst pensioniert, genau wie ich. Er hat über seine Schule ein Buch geschrieben; wer sich ein korrektes Bild über die DDR seit dem Mauerbau machen will, sollte das Buch lesen. Jedes Mal, wenn ich, der Westdeutsche, an ihn denke, ziehe ich den Hut vor ihm, dem Freund aus der DDR.

Die Mauer zur Sowjetunion war hermetisch. Die gelegentlichen Besucher beäugten selbst wir naiven Wessis misstrauisch; nur mit Wladimir Admoni kam ich schnell klar, nicht nur an durchzechten Abenden. Ich will hier aber von einer anderen Person berichten, mit der ich Kontakt hatte. Irgendwer machte mich in den 70er Jahren auf Halina Gajewskaja aufmerksam, eine russische Germanistin, die in Riga lebte. Wir schrieben uns Briefe, natürlich unverfänglichen Inhalts, tauschten ganz selten Bücher. Dann berichtete sie, dass ihre Mutter, ebenfalls in Riga wohnend, krank und hilflos geworden sei und sie sie pflegen müsse, sie allein und total. Halina stand noch in einem

Arbeitsverhältnis, das sie aufgeben musste, als die Mutter zum Pflegefall wurde. Ich will nicht darüber spekulieren, ob das am dort herrschenden Krankenversicherungs-System lag oder einfach mit menschlicher Rücksichtnahme zu tun hatte. Da ich mit meiner Frau zusammen drei Jahre lang die steinalte, langsam in Demenz versinkende Schwiegermutter gepflegt habe, weiß ich, wovon ich rede. Jedenfalls war Halina seither ohne eigenes Einkommen. Wie sie diese Zeit durchgestanden hat, weiß ich nicht, wie ich überhaupt nur gelegentliche und recht dürftige Informationen bekam. Als die Mutter schließlich starb, war Halina selbst zum Pflegefall geworden. Sie hatte eine Pflegerin, die bei Laune gehalten werden musste. Mehrfach schickte ich für sie die Zeitschrift *Burda Moden*, die hinter dem Eisernen Vorhang sehr begehrt war und zu dem Wenigen gehörte, das man überhaupt schicken durfte. Dann kam ein Brief der Pflegerin (in russischer Sprache), in dem sie Geld forderte, Halina hat von dem Schreiben vermutlich nichts gewusst. Ich hätte dieser mir völlig unbekannt Person nie irgendetwas von Wert geschickt. Aber ich begann mir zu überlegen, wie ich Halina eine Geldsumme übermitteln könne. Da Deviseneinfuhr nicht erlaubt war, musste das schwarz geschehen. Ein ehemaliges Mitglied der Mannheimer Stadtverwaltung plante eine Reise in die baltischen Staaten und erklärte sich bereit, einen DM-Betrag einzuschmuggeln; aber der Reiseplan zerschlug sich. Während ich verzweifelt nach anderen Möglichkeiten suchte, erhielt ich die Nachricht von Halinas Tod. Seit langem hatte sie nicht mehr geschrieben, sie muss sehr krank gewesen sein. Ich stelle mir vor, dass sie völlig verarmt und in trostlosen Verhältnissen gestorben ist. Die Frage, ob es in dieser zweigeteilten Welt nicht doch irgendwelche Möglichkeiten gegeben hätte, der einsam gewordenen Russin in Riga zu helfen, lässt mich bis heute nicht los.

Fazit

Mein Streifzug durch die Sphäre der Abgrenzung soll nichts vertuschen, nichts beschönigen, nichts vergessen machen. Aber er will zeigen, dass es durchaus möglich war, zu den Menschen im ‚Sozialismus‘, der heute landauf landab als unmenschlich, mindestens als repressiv gilt, Kontakte aufzubauen und zu unterhalten. Die Mauer war immer vorhanden. Aber es gab Löcher, durch die man hindurchsehen und auch hindurchgehen konnte. Man musste nur wollen.